

Warum fühlt sich das Leben manchmal so schwer an? Und wie kann es gleichzeitig so wunderschön sein? Die zurückhaltende Eva und ihre lebenskluge Nichte Lou sind das Zentrum einer Familie, in der die anderen nur um sich selbst kreisen: Evas Schwester, deren Liebhaber, der zurückgezogene Vater, auf dessen Schultern etwas so Schweres lastet, dass niemand sich traut, danach zu fragen. Sie alle sind bestimmt von ihrem Alltag, heimlichen Zweifeln und zu großen Geheimnissen. Bis Eva eines Tages fort ist. Vier Leben stehen still, vier Menschen treten aus der Zeit, blicken sich um und sehen, dass sie mitten in dieser Welt stehen, die manchmal so schwer zu verstehen ist und manchmal ganz unerwartetes Glück bereithält.

GRIET OP DE BEECK, Jahrgang 1973, arbeitete als Dramaturgin, Journalistin und Kolumnistin, bis sie Anfang 2013 mit »Vele hemels boven de zevende« ihren ersten Roman vorlegte. Sie wurde mit dem *De Bronzen Uil*-Publikumspreis ausgezeichnet und für den AKO-Literaturpreis nominiert. Der Roman wurde in Flandern und den Niederlanden ein sensationeller Bestseller. Griet Op de Beecks zweiter Roman, »Komm her und lass dich küssen«, verkaufte sich sage und schreibe 250.000 Mal.

Griet Op de Beeck

Viele Himmel
über dem
Siebten

Roman

Aus dem Niederländischen
von Isabel Hessel

btb

für dich
(wegen allem und all dem anderen)

reise weit
trinke wein
denke nach
lache laut
tauche tief
komm zurück

SPINVIS

Perhaps when we find ourselves wanting everything,
it's because we are dangerously near to wanting nothing.

SYLVIA PLATH

I

MANCHE MENSCHEN
VERGESSEN NIE ETWAS

EVA

Was habe ich noch gesehen?

Eine Frau in der Pommesbude, wie sie mit Einwickelpapier und Bamischeiben und Wechselgeld herumhantierte. Ich habe noch nie einen so traurigen Menschen gesehen. Sie trug ein rosa T-Shirt mit Glitzeraufschrift: LOVE ME. Zwei Worte auf zwei üppigen Brüsten. Ich dachte: Wir sind uns ähnlich. Ich stellte mir vor, wie sie und ihr Geruch nach Frittiertem von einer langen Arbeitsnacht nach Hause kommen würden, in eine leere Wohnung. So wie ich gleich nach Hause gehen würde, in eine leere Wohnung. Aber mit meinen Pommes und dem Frikadellenspieß würde mir das nicht so auffallen. Vielleicht.

Das habe ich heute getan: meine Stadt durchquert und geschaut, einfach dagesessen und die Ohren aufgemacht. Denn das ist, was man tut, wenn man alleine ist. Nachgedacht habe ich auch. Ich denke zu viel nach, sagen alle. Das liegt in der Familie, da kann man nichts machen.

Einen kleinen Jungen habe ich noch gesehen. Er lernte gerade Radfahren. Er fiel bestimmt zehnmal um, aber dann, beim elften Mal, biss er sich auf die Unterlippe, hielt sich fast fünf Meter auf dem Sattel, um dann doch wieder hinzu-fallen. Mit toderenster Miene sagte er: »So, ich kann's, gehen

wir jetzt einen Kakao trinken?« Und dann das Gesicht des Vaters. Lächerlich, wie mich das gerührt hat.

Eine Frau um die fünfzig, die sich mit einer Freundin unterhielt. Beide waren ziemlich blond. Mit grellem Lippenstift, als gäbe es jeden Tag was zu feiern. Sie tranken Kaffee, rührten ihren Keks nicht an. Sie gaben sich ganz ausgelassen, was scheinbar wie von selbst ging. Dann prustete die eine plötzlich los: »Ich weiß ja nicht, wie's mit dir steht, aber I am seriously underfucked.« Glucksend schob sie hinterher, sie habe den Satz in einem Film gehört und gedacht: Den muss ich mir merken, trifft ja voll zu. Ob sie einen Mann hat oder nicht, ließ sich aus dem Gespräch überhaupt nicht erschließen. Auch nicht, ob das Lachen ein Weglachen war.

Ein alter Mann mit wachem Blick, der im Fernsehen von seinem Leben und seiner Kunst erzählte. Und von seiner Assistentin. Er sei ganz verrückt nach ihr, sagte er. Alles an ihm strahlte. »Vielleicht sogar mehr als verrückt.« Aber er traue sich nicht, andere Worte zu verwenden, meinte er. Er sagte allerdings nicht, warum. Ich fragte mich, ob Worte nicht zu benutzen das Gefühl irgendwie beeinflusst.

Ich bin allein, aber längst nicht verloren. Manchmal sage ich mir das laut vor. Meistens kann ich darüber lachen.

Ich bin sechsunddreißig. Das ist weder jung noch alt. Ich kann richtig gut beim Autofahren tanzen, auf hohen Absätzen gehen, Risotto machen und lieb zu kleinen Tieren sein. Wie das genau geht, leben, habe ich noch nicht so richtig

raus, aber ich kann ziemlich gut so tun als ob. Was schon mal ein Anfang ist, finde ich. Ich kann anderen Leuten auch mit Erfolg erklären, wie es vielleicht gehen sollte, und manchmal nimmt man meinen Rat an, merke ich, was mich doch ein wenig wundert.

Was habe ich sonst noch gesehen? Einen Jungen mit einem Zwischending zwischen einem Bart und Flaum auf der Oberlippe. Er befühlte ihn mit den Fingern, aus Stolz vielleicht oder aus Scham, könnte auch sein. Er stand in meinem Lieblingsbuchladen, wo er sich die Romane meines Lieblingsautors ansah. Zögernd nahm er einen zur Hand. »Tu's«, sagte ich. »Der ist klasse.« Er schaute mich an, als hätte ich ihm gerade einen Heiratsantrag gemacht, geschockt von so viel unerbetener Intimität. Ohne etwas zu sagen, stellte er das Buch wieder zurück. »Am Schluss stirbt er. Jetzt brauchst du es auch nicht mehr zu lesen.« Gleich darauf bereute ich, was ich gesagt hatte.

Und ein Mädchen, zu jung, um erwachsen genannt zu werden, viel jünger als sein Freund, ein Endzwanziger mit getrimmtem Bart. Ich sah sie vorbeigehen, auf dem Heimweg. Er hielt es ordentlich fest, fester als eigentlich nötig. Es lag etwas Wehrloses darin, wie es nichts mit seinen Armen anzufangen wusste. Die kennen sich noch nicht lange, dachte ich. Vielleicht war das Projektion. Weil ich mich zurückversetzt fühlte in den Sommer, in dem ich fünfzehn war. Es wurde mal langsam Zeit, fand ich damals.

Diskotheken waren eigentlich nicht mein Ding. Aber mit Prinzipien kommt man im Leben nicht weit. Da stand ich also, an der Tanzfläche. Es war warm und eigentlich nicht dunkel genug. Ich schwankte zwischen Übermut und dem Bedürfnis zu fliehen. Lächelte einfach vor mich hin, das konnte nicht verkehrt sein. Mir war noch nicht mal aufgefallen, dass sich inzwischen ein Junge neben mich gestellt hatte. Ein absoluter Traumtyp, nach dem Maßstab Sechzehnjähriger: um die zwanzig, markantes Gesicht, braungebrannt, muskulös, hippe Klamotten. Francis heiße er, sagte er.

»Ich arbeite diesen Sommer hier in Nieuwpoort als Retter.« Womit er sofort seinen besten Trumpf ausgespielt hatte: Retter rangierten außergewöhnlich hoch auf der Sommerliebe-Skala. Ich war baff. Ich hatte keine Sekunde lang wirklich geglaubt, hier heute Abend händchenhaltend hinauszu-spazieren, und auf einmal stand da dieser junge Gott, dieser Adonis, den der Himmel geschickt hatte und der mir, wie im richtigen Märchen, die unglaublichste Erinnerung an meinen ersten Zungenkuss verschaffen würde. »Was machst du denn so in deiner Freizeit?« Er hatte ein wenig Speichel am Kinn. Hoffentlich sein eigener, dachte ich, war mir da aber nicht so sicher. Der konnte ja auch von einem Mädchen sein, das er vor einer Stunde dasselbe gefragt hatte. Abgelenkt von dieser allzu menschlichen Entstellung seiner Schönheit antwortete ich völlig daneben, weil ehrlich: »Lesen und Musik machen«, worauf er mit »kräuselndes, säuselndes Wasserding« antwortete, als seien diese drei Worte von Guido Gezelle ein auswendig gelerntes Liebesgedicht, um mir zu imponieren. Ob ich Lust hätte, mit ihm am

Wasser spazieren zu gehen? Wenige Minuten später gingen wir Arm in Arm die Brandung entlang. Ob ich hier in der Nähe wohnen würde? Meine Eltern hatten eine Ferienwohnung gemietet. Die wolle er gerne mal sehen. Sobald wir da waren, begann er mich ohne jede Umschweife zu küssen. Er mich, so musste man das sagen. Mein Mangel an Erfahrung hielt ihn nicht davon ab, er leckte und biss einfach drauflos. Wie ein Irrer ging er mit seiner Riesenzunge rein und raus und wieder rein. Er war vermutlich der allerschlechteste Küsser von Nieuwpoort und Umgebung. Keine Ahnung. Völlig überrumpelt ließ ich ihn gewähren. Schließlich hatte ich jetzt einen Freund, das sollte mir etwas wert sein. Dann machte er sich an meiner Hose zu schaffen: erst der Gürtel, dann die Knöpfe, und ehe ich mich versah, schob er plötzlich die halbe Hand in mich rein. Ich stieß ihn von mir, eher vor Schreck als aus Prinzip, woraufhin er sich mir gegenüber auf einen Sessel setzte und eine Zigarette anzündete. »Das passiert mir echt ständig, dass ich mir die hässlichen Mädchen raussuche. Die sind meistens am willigsten. Aber diesmal hab ich mich anscheinend geirrt.« Ich habe ihn keiner Antwort gewürdigt, obwohl das eigentlich sonst nicht meine Art ist. Als mich Klassenkameraden im September fragten, wie ich den Sommer verbracht hätte, antwortete ich: »Vor allem bei meinem Freund Francis, dem Retter.«

Ich glaube, ich habe Talent für die Liebe. Das mag sich vielleicht blöd anhören, aber ich sage es trotzdem.

Acht Jahre und sieben Monate bin ich mit Frank zusammen gewesen. Vor einem Monat sehe ich ihn da plötzlich stehen,

in der Bahnhofshalle, den Blick auf die Abfahrtszeiten geheftet. Kein bisschen verändert, nach all den Jahren. Bleiche Haut, verträumter Blick. Ein Körper, der immer in Eile scheint, als käme er zu spät und gehe deswegen beschwerlich: Alles an ihm wackelt und bewegt sich immer ein klitzekleines bisschen.

Ich überlege kurz, gehe auf ihn zu. Er sieht mich, lächelt und nimmt mich in die Arme, länger, als Freunde das tun. Es fühlt sich ungut an. Das hat mit seinem Geruch zu tun, glaube ich. Das Vertraute von damals, das stimmt jetzt irgendwie nicht mehr.

Reden ist besser. Ich stelle die Fragen. Manche Dinge ändern sich nie. Er antwortet, ausführlich. Es gehe ihm gut: berufliche Erfolge, Haus gekauft in Toplage, noch immer spitzenmäßig mit dem besten Freund befreundet. Wie gut ich diesen Mann kenne. Er zupft ein wenig an seinem Bart herum, zieht zweimal seinen Pulli gerade. Er taxiert mich, das ist was anderes als ansehen. Ich spüre an allem: Seine Geschichte hat Löcher. Aber vielleicht möchte ich das auch nur glauben. Und dann sagt er auf einmal: »Wie wär's, wenn wir total spontan den Zug nehmen würden, nach Lokeren zum Beispiel.« Ich bin im Allgemeinen schon für schlechte Ideen zu haben. Ich habe nur gegrinst – und es nicht getan.

Ich bin sechsunddreißig. Ich frage mich, ob Menschen dazulernen. Manchmal glaube ich, dass ich jedes Mal wieder mit dem Kopf knallhart auf dieselbe Wand zusteure. Und manchmal denke ich was anderes. Die Hoffnung stirbt zuletzt, sagt man.

LOU

Zwölf zu sein ist schrecklich. Das Einzige, was noch schlimmer ist, ist: zwölf zu sein und aufs Gymnasium zu gehen.

Die Grundschule fand ich jetzt auch nicht so super, aber da war alles noch übersichtlich. Ich hatte eine einzige gute Freundin und keine Probleme mit den anderen. Drei Jungen waren im Laufe der Jahre in mich verliebt. (Schon schade, dass Daan nicht einer von ihnen war. Aber später hat Elsa mir erzählt, er schmecke nach rosa Kaugummi. In dem Moment war ich ein bisschen neidisch auf Elsa, fand das mit Daan aber nicht mehr so schlimm.)

In unserer Schule gab es zwei männliche Lehrer, bei denen hatte ich aber nie Unterricht. Die Lehrerinnen waren fast alle nett. Außer Frau De Smet von der 2B, die war ein bisschen ekelhaft oder so. Manchmal einfach gemein. Zum Beispiel als Tiny, ein Mädchen, das gerne auf den Hinterbeinen seines Stuhls balancierte, einmal hinten übergeknallt ist, mit dem Kopf auf die Fliesen. Tiny weinte. Aber die Lehrerin befahl ihr, bis zur Pause auf dem Boden liegen zu bleiben. Bestimmt eine halbe Stunde hat sie das so durchgezogen. Die Sonne schien zum Fenster herein. Ich hoffte, dass Tiny das merkte. Ich traute mich kaum, zu ihr rüberzuschauen. Ich wollte protestieren, habe es aber nicht getan. Ich kann mich gegen gemeine Menschen nicht wehren, obwohl das jetzt auch keine Entschuldigung sein soll. Mein

Vater sagt, gemeine Menschen gibt es nicht, nur unglückliche. Ich weiß nicht, ob das stimmt.

Ich mache mir oft Sorgen. Das nervt mich selbst, aber es ist, als könnte ich nicht anders. Alles ist eine Frage der Entscheidungen, sagt meine Mama. Wenn das so einfach wäre.

Die Pausen verbringe ich meistens in den Toiletten. Da habe ich wenigstens meine Ruhe.

Ich weiß nicht, wie das geht: sich mit jemandem anfreunden. Ich glaube, in der Schule finden sie mich seltsam. Das verstehe ich sogar. Ich finde mich selber seltsam.

Und dann ist da noch die Katastrophe passiert.

Ich wollte gerne in die De-Velder-Schule, das schien mir eine schöne Schule zu sein. Mein Vater fand das aber nicht praktisch, dann müsste ich jeden Tag mit dem Bus in die Stadt fahren. Und er war der Ansicht, eine kleinere Schule, mehr im Grünen wie unser Haus, sei besser für mich. Papa ist nicht so oft zu Hause, aber auf einmal kommt er mit seiner Meinung daher. Er kann mit einer Zehe spüren, wie warm das Wasser im Schwimmbecken ist. Und dann überlegt er stundenlang, ob er jetzt reinspringen soll oder lieber nicht, um sich schließlich die Badehose anzuziehen, aber nicht ins Wasser zu gehen und trotzdem herumzumosern, dass er sich jetzt wieder umziehen muss. Das Schwimmbad steht hier für das Leben. Am Ende war er doch einverstanden.

Ich sei zu empfindlich, sagt meine Mutter. Ich wüsste nicht, was ich daran tun soll.

Ich habe weißblondes Haar und blaugraue Augen. Ich bin einen Meter siebenundvierzig, muss meinen großen Wachstumsschub angeblich erst noch kriegen. (Wachstumsschub ist ein komisches Wort.) Als hätte jemand versprochen, dass das Leben fair ist. Ich habe keine Hobbys, weil ich Hobbys-Haben doof finde. Aber ich mache viele Sachen gerne, das schon. Ich höre und sehe viel. Ich frage mich, ob das anderen Menschen genauso geht.

Am ersten Tag hatte ich Angst, so zwischen all den Schülern, die fast alle größer als ich waren.

Vom Pausenhof werden alle Neueingeschulten in die Aula getrieben. Eine Viehherde von gut hundert Stück. Ich rühre mich nicht vom Fleck, sehe mich um. Wände in einem Grün, das auf gar keinen Fall die Farbe der Hoffnung sein kann. Und der Geruch von lauwarmer Suppe, vielleicht aus der Mensa, nicht weit von hier, sonst ist es der Junge mit der Brille, der so riecht. Dann höre ich es zum zweiten Mal, diesmal bewusst: »Lou Bergmans, 5A Latein.« Eine Frau (undefinierbar braune Haare, schlank, omahaft angezogen, alles beige in Beige, aber mit einem samtweichen Blick, die unterrichtet bestimmt Mathe oder so) hält das Schild hoch: 5A Latein. Als wir zu zweiundzwanzigst um sie versammelt sind, führt sie uns in ein Klassenzimmer.

Es gibt Mädchen, die es echt draufhaben. Vanessa zum Beispiel. Sie ist so eine, die alle sofort gesehen haben. Sie ist

ein Jahr älter als wir und hält sich selbst für wichtig, was in ihrem Fall reicht. Sie ist blond genug. Und es stellt sich heraus, dass ihr Vater auch noch ein berühmter Profifußballer ist. Die Mädchen wollen ihre beste Freundin werden, die Jungen mit ihr gehen. Vom ersten Augenblick an und als wäre es nichts, hat sie die Klasse völlig im Griff. Wie sich später herausstellt, auch die Lehrer. Vor allem den von Erdkunde, der so komisch lacht, und den von Französisch mit dem Tick (sein linkes Auge führt ein Eigenleben. Wenn es nicht so unangenehm wäre hinzuschauen, könnte ich darüber lachen).

Ich wäre gerne mal einen Tag lang Vanessa. Einmal tauschen, um zu wissen, wie sich das anfühlt: bewundert zu werden. Vielleicht ist das manchmal ja richtig anstrengend. Während ich darüber nachdenke, fragt Ihre Königliche Durchlaucht: »Ist Lou nicht eigentlich ein Jungenname? Hast du deswegen kurze Haare?« Besonders witzig ist die Bemerkung nicht, trotzdem kichert die Meute, die um sie herumsteht.

Als ich nach diesem ersten Schultag nach Hause radle, ist mir klar: Sechs Jahre sind lang.

Eva sagt, ich müsse mich gegen die Welt wappnen. Eva sagt, wir seien uns ein wenig ähnlich. Dass die Jahre in der Schule für sie auch kein Kindergeburtstag gewesen seien, es später aber besser werde. Ich weiß nicht, ob ich das glauben kann. Und im Augenblick hilft mir das eh nicht.

Ich weiß nicht, ob das eine Waffe ist, aber ich mache mir gerne Listen. Wenn ich Langeweile habe oder etwas Doo-fes passiert. Fünf Sachen, die mich traurig machen: 1. Bettler, die Kinder dabeihaben, 2. Vanessa, 3. Nebel am Montagmorgen in der Frühe, 4. Wenn nur ein Hackbällchen in einem großen Teller Suppe schwimmt, 5. Das Huhn vom Nachbarn, das krank geworden und gestorben ist. Fünf Sachen, bei denen ich es schade finde, dass sie zum Leben dazugehören: 1. Der Schularzt, 2. Eiskalte Getränke (weil meine Zähne echt empfindlich sind), 3. Filme mit Katie Holmes (die ist so wunderschön) und Filme, die schlecht ausgehen, 4. Lila Nagellack, vor allem an den Zehen, 5. Vanessa. Fünf Sachen, die mich fröhlich machen: 1. Wenn jemand Unbekanntes mich anlacht, 2. »Feel the love generation«, das Lied von Bob Sinclair, das Eva so gerne hört. Wir können gut zusammen dazu tanzen, 3. Lustige Anfangssätze in einem Buch (»Am Waldrand, in der Nähe des Flusses, mitten im Gebüsch hatte der Grashüpfer ein Geschäft. Auf der Schaufensterscheibe stand in Großbuchstaben: VERKAUFE ALLES (AUSSER DER SONNE, DEM MOND UND DEN STERNEN)«), 4. Eine nette SMS, mit der ich überhaupt nicht gerechnet habe. Und über das Fünfte muss ich noch mal nachdenken.

Eva weiß als Einzige von der Katastrophe. Aber da will ich jetzt nicht weiter drauf eingehen.

Ich habe Eva wahnsinnig lieb. Als ich klein war, fand ich sie lustig. Später hat sie mir Dinge beigebracht. Sie sagt mir vorher immer, was auf mich zukommt, bevor sie mich an einen

neuen Ort mitnimmt, das finde ich angenehm. Eva redet mit mir über alles, was wichtig ist. Sie weiß, welche Fragen sie stellen muss, und hört sich meine Antworten an.

Eva wirkt immer froh. Als könnte jede Sekunde eine Party losgehen, und sie wäre dann absolut bereit. Eva sagt, sie fände es prima, alleine zu wohnen. Sie kann sich von Kopf bis Fuß in ihre Bettdecke einrollen, sagt sie. Und pupsen, wenn sie mag. Oder mitten in der Nacht einfach aufstehen und ein Eis essen.

Eva sagt, die Ruhe täte ihr gut, wenn sie von der Arbeit nach Hause komme, wo immer so viel zu tun ist, so viele Leute, so viel Heckmeck. Das kann ich mir vorstellen. Eva hat einen toughen Job. Sie hilft Menschen im Gefängnis, das hat sie gelernt. Und dann will man hinterher vermutlich ein wenig seine Ruhe haben, denke ich.

Manchmal glaube ich Eva. Manchmal bin ich sicher, dass sie lügt, wenn sie solche Sachen sagt. Aber das versuche ich dann zu vergessen. Ich denke mir Eva lieber froh.

CASPER

Eva hatte sie zu meiner Vernissage mitgebracht: eine schöne Frau, mit einem Wust an dunklem, nachlässig hochgestecktem Haar, hohen Wangenknochen und einem Blick: intensiv und sanft zugleich. Durch die hohen Absätze war sie ein wenig größer als ich, was ich sexy finde.

Ich frage nie, was die Leute von meinen Bildern halten, aber diese Frau faszinierte mich, also wandte ich mich nach Evas Reaktion – lieb, wie Eva nun mal ist, aber ansonsten eher was ich schon allzu oft gehört hatte – instinktiv in ihre Richtung: »Und du?« »Das kann ich jetzt nicht so auf die Schnelle sagen«, sagte sie. »Wenn du es wirklich wissen möchtest, musst du mir deine Adresse geben, dann schreibe ich dir einen Brief.« Dabei lachte sie und warf mir einen Blick zu, den ich nicht gut einordnen konnte.

Wir hatten uns vielleicht eine Viertelstunde unterhalten, aber ich bin mit diesem Blick im Kopf nach Hause gegangen.

Drei Tage später lag der Brief in meinem Briefkasten, richtig schön altmodisch, in einer schönen Handschrift. Ich las ihn bestimmt siebenmal: als hätte diese Frau eine Führung durch meinen Kopf bekommen. Und was für Worte sie dafür benutzte. Ich mag ja ein Mann der Bilder sein, aber Leute, die sich mit Worten gut ausdrücken können, bekommen bei mir Bonuspunkte.

Ich habe lange nach mir selbst gesucht. Als Kind schon viel mit Bleistift und Papier herumprobiert, mit Stiften und Bierdeckeln, aber ziellos, ohne mich zu fragen, was ich damit tun könnte. Später musste ich von meinem Vater aus einen richtigen Beruf erlernen: »In unserer Familie gibt es keine Träumer und keine Künstler«, sagte er gemessen, als diktiere er ein Gesetz, von dem er sicher war, dass ich es unterschreiben würde. Ich war kein Rebell, ging erst an die Uni, hab Psychologie studiert. Sobald ich alle Erwartungen erfüllt hatte, bin ich weggegangen, alleine, fort von allem, was ich kannte. Hab mich umgeschaut, viel geschwiegen, um zu hören, was durchklingen würde, bin zurückgekommen und habe angefangen zu malen. Später als die meisten, aber mit mehr innerem Drang, vermute ich mal, auch mit mehr Fokus, weil ich spürte, dass es passte, dass es das war, was ich sein musste: ein Maler. Wie unsicher ich auch gewesen war, bevor ich mich offiziell aus meinem Atelier getraut habe, ich habe immer geglaubt, ich müsse daran festhalten, wenn nötig ohne Anerkennung, wenn nötig ohne Geld. Entdeckt werden, international erfolgreich sein war ein komisches Gefühl, aber auch eine Erleichterung: Eine Antwort auf eine Frage zu bekommen ist das Schönste, was es gibt. Davon abgesehen kann ich mich jetzt seit Jahren ganz auf meine Arbeit konzentrieren, darum geht es mir schließlich. Weit mehr als um den Erfolg. Das hört sich von meiner Warte aus wahrscheinlich ein bisschen einfach an, ist aber so. Weil ich das Malen brauche, um das Leben auszuhalten, und weil mich das Malen erfüllen kann.

Und dann schreibt diese Frau über mein Werk, über mich, so stimmig, dass mir ganz kalt wird, und warm. Wie

sie meine Gemälde liest. Und Sätze benutzt, wie: »All die scheußliche Einsamkeit und das unbedingte Wieder-auf-die-Beine-kommen-Wollen. Die Raserei und der Stillstand. Das Fühlen und Verlorengehen. Das Finden und dann doch von neuem Suchen. Diese Sehnsucht, ohne genau zu wissen, was man damit anfangen soll. Und gleichzeitig herzlich darüber lachen können. Deine Kunst ist manchmal witzig, manchmal zum Heulen traurig – und ab und zu beides gleichzeitig.« Und auch: »Dein Werk weckt bei mir so viele Empfindungen, dass alles Denken zum Stillstand kommt, dabei will ich beim Schauen wirklich nachdenken. Und will immer weiterschauen, während Kopf und Herz schwer beschäftigt sind. Das ist wirklich außergewöhnlich.« Wie kann einen so was kalt lassen?

Ich warte einen ganzen langen Tag, verbringe ihn mit Denken und Zweifeln, dann nehme ich ein Stück dickes Papier mit einer meiner Skizzen, ein paar Linien, mehr nicht, es hat aber was, wie ich finde, und schreibe darunter: »Für Dich. Für Deine Worte und Deinen Blick.« Ziemlich dämlich, oder? Ich stecke es in einen großen Umschlag, den ich in den Briefkasten um die Ecke werfe, jetzt kann ich nicht mehr zurück. »Manche Sachen müssen einfach sein.« Das sage ich laut, weil es dann überzeugender klingt, wenn man die Dinge laut ausspricht.

Als ich nach Hause komme, sitzt Willem auf dem Sofa und sieht Nachrichten. »Mama hat angerufen, sie will weiterarbeiten. Wollen wir uns Pizza bestellen?« »Wir haben doch noch alles Mögliche zum Kochen im Haus.« Ich klinge

schon wie Merel. »Komm schon, wo wir einmal die Gelegenheit haben, ungesund zu essen.« Er guckt mit bettelndem Blick unter seinen langen Haaren hervor. »Auch wieder wahr«, sage ich, suche den Flyer vom Lieferservice und setze mich neben ihn. »Für dich eine Pizza Bolognese?« »Nein, lieber Hawaii«, sagt er. Und mitten im Telefongespräch: »Ach, lieber doch Bolognese.« Ich beende das Telefonat und sage dann: »Ich hatte mich schon gewundert: Was ist denn da los, er will auf einmal was anderes?« »Casper, mach dich nicht lustig über mich.« »Nur ein klitzekleines bisschen, du großer Abenteurer!« »Aber wenn ich das nun mal gerne mag.« »Man sollte im Leben immer tun, was einem gefällt, da hast du recht.«

Willem schaut sich die letzten Berichte an und kommentiert im Anschluss das Weltgeschehen, und ich staune wieder einmal, was für ein kluger Junge er doch ist. Er zwirbelt sich mit dem Zeigefinger das Haar, während er seinen Standpunkt vertritt, das tut er immer, wenn er nachdenkt. Ich kenne ihn ziemlich gut, nach so vielen Jahren.

Schon komisch, wie sehr einem ein Kind ans Herz wachsen kann, das nicht das eigene ist. Als Merel mir erzählte, dass sie einen Sohn hat, der die Hälfte der Zeit bei ihr wohnt, habe ich erst einmal geschluckt. Aber ich habe erst kürzlich gedacht, als Willem und ich in meinem Atelier auf Leinwänden rumgekleckst haben: Der Junge hat was, gerade mal vierzehn, wie der die Welt sieht, wie gelassen er in allem ist, wie er mit der größten Selbstverständlichkeit mit Bleistift und Pinsel umgeht. Ich hatte ihm ein bisschen unter die Arme gegriffen: Er wollte seiner Mutter zum Geburtstag ein

Gemälde schenken, ein Bild mit vielen knalligen Farben, gar nicht mal schlecht, wirklich. Er gab es ihr und sagte: »Es ist echt spitze geworden.« Bescheidenheit ist was für alte Leute, findet Willem. »Vielleicht auch ein kleines bisschen dank Casper.« Auf einmal standen Merel Tränen in den Augen. Wie sie uns in dem Moment ansah, ihn und mich.

Es klingelt. »Ich geh schon runter. Gibst du mir Geld?« Ich gebe ihm einen Fünfeuroschein. Als ich ihn so durch den langen Flur laufen höre, denke ich wieder an Elsie und frage mich, worauf ich mich da um Himmels willen eingelassen habe.

ELSIE

Ich betrete den Operationssaal und sehe mich. Fünfmal. In Großaufnahme. Mit so einem Wegwerfstring aus Papier zwischen den Pobacken. Die Fotos sind gestochen scharf. Ich mag gar nicht hinsehen. Alle anderen sehen hin. Ein unübersichtlicher Haufen Krankenschwestern und Ärzte in der Ausbildung starren die Bilder an und bemerken mich kaum. Nach einer Weile nickt ab und zu jemand aufmunternd in meine Richtung. Wahrscheinlich aus Mitleid. Kein Wunder, bei dem Hintern. Zwei Kinder, den Bauch noch im Rahmen zu halten gewusst, aber die Oberschenkel waren schon immer meine Schwachstelle gewesen, und jetzt bin ich inzwischen über vierzig, konkreter muss ich wohl nicht werden.

Die Oberschwester macht das schon seit Jahren, das merkt man sofort. Sie ist so eine von der Sorte, die es sich zu ihrem Lebensziel gemacht hat, dass sich die Leute wohlfühlen. Sie redet in einer tiefen Tonlage, lächelt, als werde immer alles gut, und erklärt Schritt für Schritt, was passieren wird. »Sie dürfen Ihren Slip jetzt noch anbehalten. Wenn gleich der Arzt kommt, muss er weg, sonst kann er beim Zeichnen nicht gut ran, und das ist wichtig, damit er während des Eingriffs genau weiß, was er tun muss.« Wenn ich doch nur mein Gehirn ausschalten könnte, wäre jetzt mit Abstand der beste Moment dafür.

Ich war schon bei ihm in der Sprechstunde. Das ist so ein Arzt, wie alle Ärzte sein müssten. Attraktiv genug, dass man gerne zu ihm geht. Distanziert genug, dass man sich traut, sich ihm ohne Kleidung zu zeigen. Einfühlsam genug, sodass man ihm vertraut. Er wird im OP so eine spezielle Haube tragen, vermute ich. Mit einem auffälligen Muster oder was Buntes. Weil dieses langweilige Grün nichts für ihn ist. Weil er dafür zu gutaussehend, zu erfolgreich und auf gesunde Weise zu selbstsicher ist. Davon abgesehen, geht es hier ja nicht um Krankheit, sondern um Schönheit, und dazu passt eine fröhliche Note.

Er kommt im Beruhigungsmodus herein. Seine Haube ist knallrot mit weißen Kirschen. Viele, weshalb man die Kirschen nicht gleich als solche erkennt. Ich konzentriere mich auf das Obst, während er, die Nase fast in meiner nackten Muschi, herumzeichnet. Gnadenlos, mit der Sorte Alkoholstift, die mir nicht ins Haus kommt, weil Kinder damit irreparable Schäden anrichten können. Ich versuche, nicht an meine Muschi und seine Nase zu denken, was mir schwerfällt, auch weil die Kirschen so eintönig sind.

Ich kenne eine Menge Leute, die das bullshit finden: plastische Chirurgie. Oberflächliches Geld-zum-Fenster-Rauswerfen für eitle Snobs. Besonders in meinem Umfeld. Ich habe es einer meiner Mitarbeiterinnen in dem Theater, das ich leite, erzählt. Ihre Reaktion war positiv, aber vielleicht auch nur deshalb, weil ich ihre Chefin bin. So was weiß man nie. Egal, lass sie nur reden, all diese Leute mit ihren Meinungen. Ich tue das hier für mich. Das habe ich lernen müssen: mir selbst etwas zu gönnen. Mich zu trauen, die zu sein, die ich sein will. Und das hat gut geklappt. Früher dachte

ich, das Leben sei etwas, das man durchstehen muss, wie ich es bei meinen Eltern gesehen habe, jetzt versuche ich, es selbst zu gestalten. Solange man nicht vom Schicksal getroffen wird, ist alles machbar, hängt alles von den eigenen Entscheidungen ab. Nichts ist sicher, außer den Sicherheiten, an denen man selbst festhält. Davon bin ich fest überzeugt.

Warum es mir wichtig ist, schön zu sein – so schön wie möglich, habe ich sie verbessert –, wollte Esther, eine alte Freundin von mir wissen, und darauf hatte ich eigentlich keine richtige Antwort. »Weil deine Mutter Schönheit wichtig findet. Weil dein großer Bruder Ben immer angehimmelt wurde, weil er so ein gutaussehender Kerl ist.« Das sagte sie. Ich habe nur darüber gelacht. Manche Dinge sind wirklich zu weit hergeholt.

Der Arzt ist verschwunden. Die Handlanger müssen mich vorbereiten, er hat sicher in der Zwischenzeit etwas Dringendes zu tun. Seine zweifellos perfekte Frau anrufen zum Beispiel. Oder eben mal das Kreuzworträtsel in der *New York Times* lösen. »Sie dürfen sich jetzt auf den Bauch legen.« Ich bin erleichtert, dass ich nicht zusehen muss. Während ich so daliege und mich frage, ob er gleich genau wie vorhin seine Nase seine Hände in meine Muschi stecken wird, eilen ihm die Schwestern tatkräftig zu Hilfe. Ich werde mit Tüchern abgedeckt. Alles, außer meinem Hintern und meinen Beinen. Plötzlich legt jemand eine Art Verband über meine Muschi und die Pofalte, er fühlt sich wie eine zu große Binde an, die mit Klebestreifen befestigt wird. Mein Herzschlag verlangsamt sich ein wenig, sehe ich auf dem Monitor. So far, so good.

»Wir werden die Stelle erst betäuben, das werden Sie

jetzt ein wenig spüren.« Dann weiß man, was Sache ist. Eigentlich meint ein Arzt dann: Achtung, gleich tut's weh! Es fühlt sich an, als bahnten sie sich mit einem Pfeil, die Spitze voran, durch die Falten an meinem Hintern einen Weg nach unten. Unterdessen richten sie bleibende Schäden an. Ziemlich unangenehm. Euphemismen sind nützliche Wesen. Die Oberschwester kneift zur Unterstützung die Augen zu. »Geht es?« Cooler, als ich bin, sage ich Ja. Manchmal spielt es keine Rolle, ob man Ja oder Nein antwortet.

Denk an den Badeanzug, der jetzt schon für nächsten Sommer bereitliegt. »Sie müssen sich entspannen«, sagt der Mann mit dem Folterinstrument. Er hat leicht reden. Ich denke nur: Ich kann Schmerzen nicht ausstehen.

Endlich fangen sie mit dem eigentlichen Eingriff an. »Jetzt sollten Sie im Prinzip nichts mehr spüren.« Im Prinzip. Das habe ich gehört. Ich höre immer alles. Was nicht in jeder Situation von Vorteil ist. Zwei Stunden fuhrwerken sie an mir herum.

»Und, war es auszuhalten?«, fragt der Chirurg hinterher. Er streicht mir flüchtig über den Arm, was mir seltsam zärtlich vorkommt. »Klar«, sage ich, ich bin hart im Nehmen. Was soll man auch sonst sagen?

Man gibt mir eine Plane mit, von der Sorte, die auf Operationstische gelegt wird. Körperflüssigkeiten, welcher Art auch immer, dringen da nicht durch. Das ist vielleicht nötig, denn ich könnte lecken. Das klingt wie etwas, das ein Tierarzt sagen würde. »Also ein bisschen Flüssigkeitsverlust, oder was soll ich mir darunter vorstellen?« Ich versuche,

optimistisch zu bleiben. Die Oberschwester schaut mich besorgt an: »Wenn Sie eine der Patientinnen sind, die lecken, werden Sie das nicht camouflieren können.«

Im Flur sitzt meine Schwester und wartet darauf, mich nach Hause zu bringen. Eva ist ein Fels in der Brandung. Immer da, allzeit bereit. Walter hatte ein wichtiges Meeting, er konnte nicht kommen, und ich selbst darf nicht fahren. »Und, ging's einigermaßen?«, fragt sie. »Kann sein, dass ich lecke«, antworte ich. Sie prustet laut los. Heiterkeit unter Schwestern, herrlich.

Kaum sitze ich im Auto, da bekomme ich eine SMS. Ob die wohl von Walter ist, überlege ich. Sie ist von Casper. Überraschung. »Du guckst so komisch«, sagt meine Schwester. »Ich hatte dir doch von der wunderschönen Zeichnung erzählt, die Casper mir geschickt hat? Jetzt simst er, dass er mit mir essen gehen möchte.« »Aaarggh!« Meine Schwester hatte vorhergesagt, dass das passieren würde. Sie fand, dass da zwischen Casper und mir an jenem Abend in der Galerie was in der Luft gelegen hatte. »Was schreibt er denn?« Ich lese vor: »Wir beide sind aus demselben Holz geschnitzt. Wenn das kein Grund ist, zusammen essen zu gehen, weiß ich es auch nicht. Diesen Mittwoch?« »Du gehst doch, oder?« »Das kann ich eigentlich nicht bringen. Ich bin eine verheiratete Frau.« »Die immerhin diesen Brief geschrieben hat.« »Da ging es um Kunst, ich liebe Kunst. Und ich schreibe auch Briefe an Theaterregisseure.« »Schön und gut, aber du willst mir doch nicht erzählen, dass du dich diesmal nicht extra ins Zeug gelegt hast.« Eva grinst breit. »Ich hätte natürlich schon Lust, das gebe ich zu.« »Wenn du deinen